

1. Leistung im Diskurs

SOZIALPHILOSOPHIE

Leistung lässt sich nicht nur mit Blick auf das Handeln des Einzelnen betrachten. Sie kann auch vor gesellschaftlichem Hintergrund befragt werden, was ihr eine vollkommen andere Richtung verleiht als die des einsamen Höher und Weiter, das in den bisherigen Definitionsversuchen durchgedrungen ist. Diese Form der Betrachtung wird vor allem in der an Hegel angelehnten Sozialphilosophie Axel Honneths vertreten, Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, wo schon Adorno, Horkheimer und Habermas lehrten. Sie läuft in der Frage zusammen, was der Einzelne durch sein Handeln zum Wohl der Gesellschaft beiträgt und ob die dafür erfahrene gesellschaftliche Anerkennung seinem gesellschaftlichen Beitrag entspricht. Leistungsgerechtigkeit wird hier nicht darüber definiert, welche materielle Belohnung der Einzelne für seine Mühe bekommt und stattdessen auf das Terrain der Anerkennung verschoben. Anerkennung wird in der aktuellen Sozialphilosophie jedoch gänzlich anderes verstanden als das üblicherweise mit ihr assoziierte Schulterklopfen im Anschluss an gemeisterte Herausforderungen. Um den Stellenwert von Anerkennung zu verstehen ist es notwendig, tiefer in die Diskussion einzusteigen.

Die Frage nach der Henne und dem Ei ist so alt wie die Geschichte des Menschen selbst und es verwundert nicht, ihr auch bei Überlegungen darüber zu begegnen, wie aus Menschen gesellschaftlich integrierte Subjekte mit kohärenter Identität werden. Vereinfachend gesprochen können diesbezüglich zwei Positionen auseinandergehalten werden. Die erste vertritt die Ansicht, Menschen würden als dissoziale Wesen auf die Welt kommen und in harter, frustrierender Konfrontation mit der Außenwelt und anderen Menschen – zunächst den Eltern, später auch Autoritätspersonen wie z.B. Lehren usw. – lernen müssen, sich zu zü-

geln, allgemeine Gesetze und Regeln zu befolgen, um so die Fähigkeit zu erwerben, in der Gesellschaft ein erfülltes Leben zu bestreiten. Die Anderen sind hier Hindernis und Medium zugleich. Einerseits stehen sie der ungehemmten Entfaltung des Lustprinzips im Wege, auf der anderen Seite ist es dem Menschen, zumal in einer hochdifferenzierten, arbeitsteiligen Gesellschaft, nicht möglich, seine Wünsche und Interessen ohne die Anderen zu verwirklichen. Das Leben erscheint aus dieser Perspektive als Kompromissbildung zwischen den eigenen Absichten und den von Anderen definierten Regeln, selbige in die Tat umzusetzen, was die Gefahr der Übertretung essentieller Gebote der Gesellschaft beschwört, sobald das Subjekt die Gelegenheit hat, sich dem wachsamen Auge der Anderen zu entziehen.

Die andere Ansicht geht davon aus, Menschen seien, um Subjekte zu werden, zwingend auf die Anerkennung der Anderen angewiesen. Keinem ist damit geholfen, sich zu gebärden wie ein Subjekt, solange niemand dieser Behauptung durch einen Akt der Anerkennung zustimmt. Erst durch die Anerkennung wird ein Verhältnis zum Anderen etabliert, in dem der Mensch im Anderen auf sich selbst stoßen und sich in ihm erkennen kann (ebenso wie dieser sich in ihm erkennt). Erst dieses Sich im Anderen erkennen ermöglicht dem Menschen, ein Verhältnis zu sich, seinen Mitmenschen und in letzter Konsequenz der Gesellschaft zu etablieren. Das Subjekt kommt also durch die Anderen zu sich selbst, wodurch die Existenz des Anderen der des Subjekts vorausgeht. Die moralisch-ethischen Implikationen dieses Ansatzes sind gänzlich andere als diejenigen des zuvor geschilderten. Der Andere erscheint hier nicht als Gegner; vielmehr heißt, sich gegen ihn zu vergehen, sich selbst zu verletzen, da der Mensch durch die Vernichtung des Anderen zugleich dessen Anerkennung und damit eines wesentlichen Stücks seiner Selbst verlustig gehen würde.

Die erste Ansicht entspringt der Aufklärung und setzt sich über Freud¹ bis hin zu modernen Sozialisationstheorien² fort. Die zweite geht auf Hegel zurück, wurde von der Hegelrezeption der Siebzigerjahre wiederentdeckt und findet heute ihren wohl populärsten Vertreter in Axel Honneth. Zwar erlauben beide Theorien, individuelle Leistung und Gesellschaft zu verbinden, jedoch lässt nur die anerkennungstheoretische Betrachtung eine wirklich existenzielle Verknüpfung beider Faktoren zu, insofern mit der Anerkennung anders als bei sozialisationstheoretischen Überlegungen nicht nur das Wohlergehen, sondern die Existenz des Subjekts auf dem Spiel steht.

Die Entfaltung des Begriffs Anerkennung findet sich bei Hegel in zwei verschiedenen Varianten: Zum einen in einem seiner Frühwerke, das unter dem Titel »Jenaer Realphilosophie«³ bekannt geworden ist, und zum anderen in der »Phänomenologie des Geistes«, in der sich das berühmte Kapitel über Herrschaft und Knechtschaft befindet. Zentraler Bezugspunkt moderner Anerkennungstheorien ist zumeist die Realphilosophie, da sie nachzuzeichnen versucht, wie aus einem aus bloßer Anschauung und Einbildungskraft bestehenden Bewusstsein durch eine Abfolge immer höherer Synthesen schließlich die bürgerliche Gesellschaft (zu Hegels Zeit) wird. Neben dem unbestreitbaren Vorteil der kompakten Darstellung eines hochkomplexen philosophischen Systems teilt das Werk die allen Werken Hegels gemeinsame Schwäche eines kryptischen bis unverständlichen Schreibstils. Als vergessenes Frühwerk ist es intellektuell weniger ausgereift als spätere Arbeiten und leidet obendrein an editorischen Problemen. Selbige gehen nicht auf Schlamperei des im Gegenteil überaus gründlich arbeitenden Herausgebers zurück, sondern auf den fragmentarischen Charakter der Realphilosophie, die von Hegel weder veröffentlicht noch abschließend überarbeitet wurde.⁴ Zu diesen Problemen gesellt sich die Hegel eigene Form der Darstellung – hoch spekulativ und sehr allgemein gehalten – was zu einer Vielzahl widerstreitender Interpretationen führt, die parallel zueinander existieren, da der Originaltext nicht genug Anhaltspunkte hergibt, um eine von ihnen aus überzeugenden Gründen fallen zu lassen. Es wäre eine interessante Frage, ob Hegel heute noch diskutiert würde, wenn er sich deutlich ausgedrückt hätte.

Hegel war von einem Gedanken fest überzeugt: Es gibt einen Geist, der sich in die Welt hinein verausgabt, sie durchdringt, erschafft und anschließend aus der Welt als erkannter wieder zu sich selbst findet. Diese Bewegung des Geistes ist für Hegel die Geschichte, die in jenem Moment endet, in welchem der Geist wieder zu sich selbst gelangt. Aus diesem Grund könnte das Werk Hegels als die größte Hybris der Geschichte bezeichnet werden, da theoretisch die Geschichte just in dem Moment an ihr Ziel kommt, in dem Hegel den Federhalter schließt und neben sein vollendetes Werk legt.

Zu Beginn der Realphilosophie existiert die Welt bereits, ihr steht jedoch lediglich eine rohe, undifferenzierte Anschauungskraft entgegen, die nicht in der Lage ist, ihre Eindrücke festzuhalten, geschweige denn systematisch zu ordnen. »Der Mensch ist diese Nacht, dies leere Nichts

[...], ein Reichtum unendlich vieler Vorstellungen, Bilder, deren keines ihm gerade einfällt«. ⁵ Langsam lernt der Mensch, Gedanken festzuhalten, gibt ihnen Namen, beginnt zu arbeiten, heiratet, zeugt Kinder, schließt Verträge, schafft das Recht, den Staat, die Religion und schließlich die Philosophie als »absolute Wissenschaft«, ⁶ höchste Verkörperung des Geistes.

Der Anerkennungstheoretischen Hegelinterpretation zufolge sind auf dem soeben skizzierten Weg drei Stufen von zentraler Bedeutung: Die Liebe, der Vertrag und der Staat. Der exponierte Platz dieser drei Elemente erklärt sich aus der für Hegel überaus wichtigen Frage, was passiert, wenn ein Bewusstsein auf ein anderes trifft. Die Existenz des Anderen ist philosophisch gesehen ein Skandal. Vor dessen Auftreten arrangiert sich die Welt mitsamt ihrer Bedeutungen um das in ihrem Zentrum stehende einsame Subjekt, das die Welt ganz und gar als die seinige erlebt. Sartre beschreibt dies sehr anschaulich in seinem Kapitel über den Blick:

»Der Andere, das ist zunächst die permanente Flucht der Dinge auf ein Ziel hin, das ich gleichzeitig in einer gewissen Distanz von mir als Gegenstand erfasse und das mir entgeht, insofern es um sich herum seine eigenen Distanzen entfaltet. Aber diese Desintegration greift mehr und mehr um sich; [...] ein ganzer Raum gruppiert sich um den Anderen herum, und dieser Raum ist mit meinem Raum gemacht; es ist eine Umgruppierung aller Gegenstände, die mein Universum bevölkern, der ich beiwohne und die mir entgeht.« ⁷

Der Andere stellt durch seine bloße Gegenwart die Welt des Subjekts gänzlich auf den Kopf und verkehrt ihre eben noch feststehenden und kontrollierbaren Bedeutungsstrukturen. Doch ist der Andere auch ein Subjekt und in dieser Eigenschaft ist er dem eben beschriebenen Phänomen ebenso ausgesetzt wie sein Gegenüber. Einfach ausgedrückt lässt sich sagen: Wo zwei Menschen aufeinandertreffen gibt es ein grundlegendes Problem, weil jeder von ihnen aus seiner Sicherheit gerissen wird, um in der Freiheit des Anderen existentiell entfremdet zu werden.

Liebe, Vertrag und Staat ⁸ sind in Hegels Realphilosophie von zentraler Bedeutung, da sie Schlüsselmomente des stets konflikthaft verlaufenden menschlichen Aufeinandertreffens darstellen. Dieser Konflikt wird in der Liebe mit List ⁹ ausgetragen, im Falle des Vertrages durch Kampf auf Leben und Tod ¹⁰ und auf staatlicher Ebene durch Gehorsam erheischende Tyrannei. ¹¹ Jeder dieser drei Konflikte kann jedoch auf dem Weg der

Anerkennung beigelegt werden. Die Liebe führt zu Ehe und Kind, der Bruch des Vertrages zur Einführung des Rechts und die Tyrannei zur Begründung eines Staates, in dem die Rechte der Individuen garantiert sind und die Unterordnung unter das Allgemeine der Entfaltung ihrer privaten Interessen dient.

Anerkennung wird von Hegel als Wille beschrieben, dem Anderen als »absolut« zu gelten, wozu es notwendig ist, die eigene Existenz im Kampf aufs Spiel zu setzen, um so sich selbst und vor allem dem Anderen als »reines Selbst« zu erscheinen.¹² Hegels Gedanke lässt sich an einem einfachen Beispiel erläutern. Zwei westeuropäische Touristen werden nach einem Schiffsunglück, mitsamt ihres Gepäcks, auf zwei voneinander abgewandten Seiten einer einsamen Insel angespült, ohne voneinander zu wissen. Jeder baut seine Sandburg, schmiert sich seine Sonnencreme auf die Haut, liegt unter seinem Sonnenschirm, hört mit seinem Ipod Musik und hat überdies noch tausend andere Dinge des alltäglichen Strandbedarfs dabei. Eines Tages vergessen beide, angespült worden zu sein, vergessen ihre Vergangenheit und beginnen sich für die einzigen Vertreter ihrer Art zu halten. Doch dann begegnen sie einander. Unfähig zu glauben, der Andere sei ein Wesen wie sie, lassen sie es auf einen Kampf ankommen. Plötzlich ist die Strandburg ebenso gleichgültig wie die Frage, wer die coolere Musik auf dem Ipod hat und es zeigt sich die nackte Existenz eines jeden, ohne Besitz, ohne Schmuck oder andere Bemäntelungen des menschlichen Wesens. Die beiden Verschollenen würden zu folgenden Schlussfolgerungen kommen: Offensichtlich sind sie beide Menschen. Den Anderen umzubringen, bedeutet, sich dessen Anerkennung zu berauben, und damit auch des Menschseins, da feste Bedeutungen nur in einem Universum möglich sind, das von mehr als einem Menschen bevölkert wird. Folglich ist die Anerkennung des Anderen die zwingende Voraussetzung dafür, selbst anerkannt zu werden. Wird ihm die Anerkennung verweigert, kann er auch keine Anerkennung gewähren und niemand sich des Subjektstatus erfreuen.

Ohne Anerkennung kein Subjekt oder wie Hegel sagt: »Das Anerkennen ist also das erste, was werden muss«¹³. Die letzten Punkte sind der eigentliche moralisch-ethische Einsatz der Anerkennungstheorie und lassen sich in einer einfachen Gleichung ausdrücken: Ermorde ich den Anderen oder entziehe ihm meine Anerkennung, ist dies, als würde ich mir selbst ein Messer an die Kehle halten. Aus dieser Perspektive verschwimmt die Grenze zwischen Fremdaggression und Autoaggression,

da beide auf dasselbe hinauslaufen. Bringt einer der Gestrandeten den Anderen um, wird er selbst nie wieder ein Mensch sein, begeht einer von ihnen Selbstmord, löscht er den anderen als Menschen aus, indem er ihn auf sich selbst zurückwirft.

Ganz so leicht ist es jedoch nicht. Zwar kann der Mensch nur durch vorherige Anerkennung existieren, jedoch betonte Hegel in der später verfassten »Phänomenologie des Geistes«, ihre Gewährung sei keineswegs selbstverständlich, wodurch sie und mit ihr das Menschsein zu unheimlich zerbrechlichen Kategorien werden.¹⁴

Dass diese Position starken Reiz ausübt, ist verständlich, schließlich verspricht sie die Trennung zwischen Subjekten zugunsten einer konstitutiven Verbundenheit zu überwinden und so eine tragfähige Grundlage moralischer Überlegungen abzugeben. Auch Axel Honneth stützt sich auf den frühen Hegel. Er unterscheidet zwischen drei Anerkennungssphären: Liebe, Recht und Solidarität.

Liebe und Recht sind eng an den frühen Hegel angelehnt und bedürfen deswegen an dieser Stelle keiner weiteren Darlegung. Interessant ist, was Honneth unter Solidarität versteht, die in seiner Theorie an die Stelle des bei Hegel stets übermächtigen Staates tritt. Solidarität ist nach Honneth eine Form der »sozialen Wertschätzung« die dem Individuum durch die Gesellschaft aufgrund seiner Leistungen entgegengebracht wird und ihm erlaubt, sich selbst zu schätzen. Wird dem Subjekt in einer ständigen Gesellschaft Solidarität aufgrund seiner Zugehörigkeit zu einer mit bestimmten Privilegien ausgestatteten Großgruppe innerhalb einer vertikalen sozialen Hierarchie zuteil, individualisiert sie sich mit der Durchsetzung eher horizontal geordneter Gesellschaften, wie sie sich im Zuge der Moderne entwickeln und gilt den »besonderen Eigenschaften« des Einzelnen. Was nun zählt, ist nicht länger der auf Gruppenzugehörigkeit zurückgehende Status eines Menschen, sondern die Anerkennung individualisierter Leistungen, die innerhalb eines werthepluralistischen Rahmens interpretiert werden, der das »Maß der Leistung« und deren sozialen Wert bestimmt.¹⁵

Solidarität ist für Honneth Ergebnis der »symmetrischen Wertschätzung zwischen individualisierten (und autonomen) Subjekten«¹⁶. Da Leistung in seiner Darlegung der dritten Anerkennungssphäre eine wesentlich wichtigere Rolle spielt als die namensgebende Solidarität selbst, ersetzt Honneth in seinen späteren Schriften den Begriff der Solidarität konsequenterweise durch denjenigen der Leistung und erhebt selbige

damit in den Rang eines zentralen sozialintegrativen Mechanismus und eines ausschlaggebenden Moments der Identitätsbildung. Dieser Schritt mag angesichts der Prominenz des Leistungsbegriffs opportunistisch wirken, erlaubt Honneth jedoch eine weit kritischere Analyse der bestehenden Anerkennungsordnung als sie durch den Begriff der Solidarität möglich wäre. In einem späteren Aufsatz legt er die Zwiespältigkeit des Leistungsbegriffs dar. Einerseits sei er als ideologisch zu betrachten, insofern er den Werthorizont der herrschenden gesellschaftlichen Gruppen darstellen und ihren Machterhalt sichern würde. Andererseits sei Leistung die einzige »normative Ressource«, die der kapitalistischen Gesellschaft zur Verfügung stünde, um die mit ihr einhergehende ungleiche Verteilung von Gütern zu rechtfertigen, dadurch zugleich aber offen für Distributionskämpfe, die argumentativ an der Verschiebung der etablierten Leistungsdefinitionen ansetzen könnten, um so eine Modifikation der gesellschaftlichen Ordnung herbeizuführen.¹⁷

Leistung ist für Honneth ein semantisch leerer Begriff, der durch gesellschaftliche Auseinandersetzungen mit Inhalt gefüllt wird. Zwar gibt es »Leitideen«, selbige müssen jedoch durch »kulturelle Zusatzdeutungen« ausgelegt werden, um auf konkrete Fragen angewendet werden zu können, wodurch das Verständnis des Leistungsbegriffs zu einem »kulturellen Dauerkonflikt« wird, der historisch-kulturell betrachtet ständigen Transformationen unterliegt.¹⁸ Einfach ausgedrückt lässt sich Leistung also wie folgt definieren: Leistung ist das, was die Mehrheit der Gesellschaft darunter versteht.

Diese Definition ist in ihrer Inhaltsleere hoch problematisch, da Leistung laut Honneth die einzige »normative Ressource« darstellt, an der Verteilungskämpfe sich heute orientieren könnten und dadurch eng mit einem ethischen Moment verkoppelt wird. Daraus ergibt sich das Dilemma, dass nicht alles, was die Mehrheit der Gesellschaft für Leistung hält, auch als solche betrachtet werden sollte, ebenso wenig wie jeder auf Umdeutungen des Leistungsbegriffs gestützte gesellschaftliche Kampf begrüßenswert sein muss. Marx hat dies in seiner unübertroffenen polemischen Art in den »Theorien über den Mehrwert« deutlich auf den Punkt gebracht:

»Der Verbrecher produziert ferner die ganze Polizei und Kriminaljustiz, Schergen, Richter, Henker, Geschworene usw.; und alle diese verschiedenen Gewerbe-
zweige, die ebenso viele Kategorien der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit bilden,

entwickeln verschiedene Fähigkeiten des menschlichen Geistes, schaffen neue Bedürfnisse und neue Weisen ihrer Befriedigung. Die Tortur allein hat zu den sinnreichsten mechanischen Erfindungen Anlass gegeben und in der Produktion ihrer Werkzeuge eine Masse ehrsammer Handwerksleute beschäftigt.«¹⁹

Eine derartige Leistungsdefinition ist heute verbreiteter, als es das die Lektüre begleitende Lächeln vermuten ließe. Nicht wenige Menschen glauben, sie würden Arbeitsplätze schaffen, wenn sie möglichst viel Müll herumschmeißen, durch ihren Konsumismus die Innovationsfreudigkeit der Wirtschaft ankurbeln und den Staatshaushalt vor unnötigen Belastungen schützen, indem sie ihre Nachbarn beim Sozialamt anschwärzen; die subkulturelle Spiegelung dieser Überzeugung findet sich in der vom Hip-Hop propagierten Verehrung von »Gangstern« und einem am »Thug-Life« orientierten Lebensstil. Jede Leistungsdefinition sollte in der Lage sein, entsprechende gesellschaftliche Anerkennungsbestrebungen in die Schranken zu verweisen, indem sie schlüssig aufzeigt, warum sie zwischenmenschlich und gesellschaftlich destruktiv sind und zwar unabhängig von der jeweiligen Gesellschaftsordnung.

Doch baut Honneth auf Hegel auf und teilt entsprechend dessen Überzeugung, Anerkennung sei das Schlüsselement zur Identitätskonstitution. Wenn es also über die Theorie Honneths schon nicht gelingt, Leistung selbst zu definieren, sollte es immerhin möglich sein, ihre Wirkung zu beschreiben, indem bestimmt wird, was Anerkennung ist und warum sie für die Herausbildung von Identität einen so zentralen Stellenwert einnimmt.

Bei Hegel selbst wird dieser Zusammenhang lediglich behauptet und an keiner Stelle bewiesen. Dies kann ihm nur sehr eingeschränkt zum Vorwurf gemacht werden, da für die Fragestellung unentbehrliche Wissenschaften wie Psychologie oder Verhaltensbiologie damals noch nicht weit genug entwickelt waren, als sie ihm hätten helfen können, seine Intuition zu stützen. Auffällig ist jedoch, wie wenig dieses Defizit von modernen Anerkennungstheorien überwunden wird. So steht die Frage, was Anerkennung eigentlich ist, kaum zur Diskussion und wird – wenn überhaupt – nur in sehr allgemeinen Formulierungen skizziert.

An einer der deutlicheren Stellen heißt es, Anerkennung sei »Ausdruck einer evaluativen Wahrnehmung, in der der Wert von Personen ›direkt‹ gegeben ist«²⁰. Die in jeder Wahrnehmung verborgene Abschätzung des Gegenübers tritt in der Anerkennung also hinter der nicht zur

Disposition stehenden Gewissheit zurück, beim Anderen handele es sich um einen Menschen wie der Wahrnehmende auch einer ist. Was der Andere aus dieser anerkennenden Wahrnehmung zieht, ist je nach Anerkennungsebene Selbstvertrauen (Liebe), Selbstachtung (Recht) und Selbstschätzung (Solidarität, bzw. Leistung). Im Falle gelingender Anerkennung führt Liebe zu physischer Integrität, die Integration in die Rechtsordnung zu sozialer Integrität und die wertschätzende Anerkennung individueller Leistungen für die Gesellschaft zu Würde.²¹

All dies ist hoch spekulativ und auch für den Fall, es wäre in zahlreichen wissenschaftlichen Versuchen verschiedenster Fachdisziplinen nachgewiesen worden, sind geschichtlich betrachtet viele Menschen gerade deswegen umgebracht worden, weil ihnen das Menschsein nicht abgesprochen werden konnte und sie als Menschen mitsamt ihres »direkt« gegebenen Wertes eine Provokation für den Aggressor darstellten. Andererseits gibt es viele Menschen, die Liebe, Rechtssicherheit und Anerkennung ihrer Leistungen genießen und dennoch nichts als Leere empfinden, wofür vier Millionen in Deutschland an Depressionen erkrankte Menschen ein schwer zu widerlegender Beweis sind. Nicht zuletzt gibt es durchaus auch Menschen, die mit Blick auf die drei besprochenen Anerkennungsebenen in starker Unsicherheit leben – z.B. illegalisierte Flüchtlinge – und dennoch über eine intakte Identität verfügen, da sie zwar unterdrückt und ausgeschlossen werden, dies jedoch nicht zu existentiellen Selbstzweifeln führt.²² Die aktuelle sozialphilosophische Debatte ist also weder in der Lage, den Begriff Leistung mit Inhalt zu füllen, noch über den Umweg der Anerkennung, dessen Funktion zu bestimmen.

Zwischen den Zeilen wird jedoch noch etwas anderes verhandelt. Vom Energiesektor bis zur Finanzwelt: Jedem ist klar, so kann es nicht weitergehen und doch will keiner einen radikalen Bruch mit dem bestehenden System riskieren. So wie die Revolutionäre der Sechziger und Siebziger der Illusion anhängen, ein möglichst radikaler Schnitt würde zum Heil der Gesellschaft führen, wird heute die Illusion genährt, der stete Tropfen höhle den Stein, der Elefant sei groß, die Ameisen jedoch zahlreich und schließlich stünden wir vor dem Grundfesten einer radikal veränderten Gesellschaft und keiner hätte was bemerkt. Dieser Mythos der Revolution ohne Revolution durchdringt auch die Anerkennungstheorie Axel Honneths. Immerhin verfügen wir über einen Dreh- und Angelpunkt der Gesellschaft, wir müssen ihn nur durch viele kleine Schritte ein wenig verschieben und dann wird es schon gehen. Der ideologiekritische

Impetus der Anerkennungstheorie entpuppt sich aus dieser Perspektive als Wiederholung des heute verbreiteten Mechanismus der Ideologie, sich selbst zu kritisieren und sich durch eben diese Kritik erst Geltung zu verschaffen.

REALPOLITIK

In der herrschenden Politik, von der CSU bis zur Linken,²³ ist der Leistungsbegriff ein heiß diskutierter und im Wahlkampf entsprechend gerne mobilisierter Begriff. Aus diesem Grund scheint es gewinnbringend, einen Blick in die Wahlprogramme zu werfen, insbesondere jener Parteien, für die Leistung ein Schlüsselbegriff ist.

Doch es stellt sich schnell Ernüchterung ein. Hat die mit der Lektüre von Wahlprogrammen²⁴ verbundene Enttäuschung ihren Grund meistens darin, in ihnen unabhängig von der politischen Couleur nichts zu finden, was über dem rhetorischen Niveau eines gut geschulten Vertreters läge, geht die Ernüchterung mit Blick auf die Leistungsdefinitionen der Parteien auf einen anderen Umstand zurück.

Der Begriff Leistung lässt sich wie jedes deutsche Substantiv allein verwenden oder mit anderen Substantiven zu einer Komposition koppeln, um auf diese Weise zu neuen Begriffen wie etwa Leistungsentgelt oder Dienstleistung zu werden. Bei einem Vergleich der Programme fällt zunächst das extreme Missverhältnis auf, das zwischen beiden Verwendungsweisen besteht.²⁵

	<i>FDP</i>	<i>CDU</i>	<i>Grüne</i>	<i>SPD</i>	<i>Linke</i>
Insgesamt	108	71	62	48	45
Komposition	99	61	57	45	44
Alleinstehend	9	10	5	3	1

Den Begriff Leistung als Teil einer Komposition zu analysieren ist vor dem Hintergrund des Vorhabens, dessen Bedeutung zu verstehen, wenig sinnvoll. Steht das Wort Leistung am Anfang, wird es stets in Zusammenhang mit Worten wie Bereitschaft, Fähigkeit, Wille, Gerechtigkeit verwendet, wohingegen seine Verwendung am Ende meistens mit vor-

geschalteten Worten wie Dienst, Transfer oder Gesundheit einhergeht. Daraus ließe sich eine grobe Regel ableiten: Steht Leistung am Anfang von Kompositionen, wird etwas vom Individuum erwartet, steht der Begriff am Ende, wird dem Individuum etwas zuteil. Auf den ersten Blick hat dies eine politische Dimension, da die Verwendung von zwei verschiedenen Ausgangspositionen auszugehen scheint, dem Individuum, das sich um sich selbst kümmern muss und dem Individuum, das sich nur durch Integration in die Gesellschaft entfalten kann. Doch die Menschen abverlangte Selbstständigkeit kann auch darin bestehen, ihnen Zeit zu lassen, damit sie ihren Platz in der Gesellschaft finden und sich ausreichend bilden können, um als aufgeklärte Bürger zu agieren; ebenso gut wie das Entgegenkommen der Gesellschaft in der Kontrolle liegen kann, ob Menschen, die nicht zur Arbeit gehen, auch wirklich zuhause oder im Schwimmbad sind. Das die FDP den Begriff Leistung eher voranstellt und die Grünen ihn häufiger am Schluss platzieren, wenn sie ihn in Kompositionen verwenden, lässt nicht auf eine bestimmte politische Stoßrichtung schließen. So kann sich hinter dem von den Grünen so exzessiv verwendeten Wort Dienstleistung, wenn es sich auf Menschen bezieht, die bei McDonald's das Klo putzen, ebenso gut eine Zumutung verbergen wie hinter der Forderung der FDP, die Leute sollten doch einfach etwas mehr Leistungsbereitschaft zeigen, wenn sie von der Aufstiegschancen der Gesellschaft profitieren wollten.

Bei einer Analyse der unverbundenen Verwendungsweise des Begriffs Leistung muss wiederum unterschieden werden zwischen einer solchen, die den Begriff auf etwas anderes bezieht, z.B. wenn von der Leistung des Gesundheitssystems die Rede ist und einer weiteren, die etwas mit dem Begriff selbst verbindet und ihn dadurch konkretisiert.²⁶ Das Ergebnis ist allerdings noch bescheidener als die Analyse der kompositorischen Verwendungsweisen. Beginnen wir mit der FDP und arbeiten uns bis zur Linken vor.

Das einzige, was die FDP über Leistung selbst zu sagen hat, besteht in der mittlerweile zum geflügelten Wort gewordenen Forderung, sie müsse sich wieder lohnen.²⁷ Die CDU/CSU betont dies sogar häufiger als ihre (ehemals) geliebte Koalitionspartei,²⁸ fügt dem jedoch den etwas überraschenden Hinweis hinzu, Leistung sei ein humaner Wert, der über die Ausübung von Sport gefördert werden könnte und stellt ihn in eine Reihe mit »Fairness, Gemeinsinn, [...] Wettbewerb, Verantwortung, Erkennen eigener Grenzen und Achtung Anderer«²⁹. Leistung und Wettbewerb

sind natürlich keine Werte, sondern beschreiben individuelle bzw. kollektive Handlungsvollzüge, die je nach inhaltlicher Ausrichtung positiv oder negativ sein können, doch weist diese kleine Passage neben dem ihr zugrunde liegenden Kategorienfehler immerhin auf die heute mit Leistung und Wettbewerb verbundene Drohung hin. Mit einem Wert geht immer eine Norm einher, mit der Norm deren Übertretung und mit der Übertretung die Sanktion. Wer also nichts oder nicht genügend leistet, wird eine wie auch immer geartete Strafe zu gewärtigen haben. Mangelnde Leistung wird hier mit der mangelnden Tugend des betreffenden Menschen begründet. Das ist jedoch keineswegs neu, schließlich ist das Vorführen und Zurechtmachen von Hartz4- Empfängern und anderen sozialen Außenseitern mittlerweile längst zur gängigen Nachmittagsunterhaltung im Fernsehen geworden. Interessant ist jedoch, wie sehr die moralische Welt des Boulevard-Journalismus und die Rhetorik von Parteiprogrammen sich füreinander geöffnet haben. Von den Grünen ist nahezu gar nichts zu erfahren, doch halten sie Kindererziehung immerhin für eine »beachtliche Leistung«³⁰ und deuten damit implizit auf die Existenz von Leistung außerhalb der Wirtschafts- und Arbeitswelt hin. Die SPD verweist darauf, Leistung bedeute, sich anzustrengen und ist wie FDP und CDU/CSU der Meinung, sie müsse sich lohnen, schränkt dies jedoch auf »alle Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen«³¹ ein. Das ist insofern verwirrend, als im nächsten Satz allen, die sich Mühe geben, versprochen wird, sie könnten dadurch ihr Leben verbessern, was auch Menschen ohne Arbeit einschließen sollte. Entweder hier liegt ein Widerspruch vor oder die SPD unterscheidet zwischen Leistung und Mühe. Der Text des Programms erlaubt leider nicht, diese Frage zu entscheiden. Bleibt noch die Linke, die zu Leistung im engeren Sinne jedoch gar nichts zu sagen hat.

Der Erkenntnisgewinn fällt also gering aus. Die SPD ist einer Definition noch am nächsten, wenn sie schreibt, Leistung bestünde darin, sich anzustrengen, FDP, CDU und Grüne erweitern diese Erkenntnis, indem sie darauf verweisen, Leistung sei ein gesellschaftlicher Wert, habe auch im sozialen Bereich einen festen Platz und müsse sich auszahlen. Logisch betrachtet gibt es für dieses kärgliche Ergebnis drei Erklärungen: Die herrschenden Parteien haben entweder keinen blassen Schimmer, was Leistung ist, behalten ihr Wissen lieber für sich oder halten es für unschicklich, es in Form von Wahlprogrammen zugänglich zu machen.

Doch könnte der Grund auch anderswo liegen. Das zeigt der sprachphilosophische Versuch, einen so banalen Begriff wie Einfamilienhaus

zu definieren: Es hat in der Regel einen Keller, ein Erd- und ein Obergeschoss. Unten sind Küche und Wohnzimmer, oben die Schlaf- und Kinderzimmer, im Keller ist vielleicht ein Party- oder Hobbyraum untergebracht usw. Die Definition eines Begriffs wie Einfamilienhaus ist unnötig, da auch ohne Definition jeder weiß, um was es sich handelt. Was aus den Parteiprogrammen spricht, ist dieselbe Haltung: Was Leistung ist, weiß doch jeder, wozu sich also Gedanken darüber machen. Doch zwischen einem Einfamilienhaus und einem Begriff wie Leistung besteht ein grundlegender Unterschied. Wir alle sind in der Lage, beim Betrachten eines Hauses klar zu sagen, ob es sich um ein Einfamilienhaus handelt oder nicht, eine menschliche Tätigkeit als Leistung einzustufen oder ihr diese Einstufung vorzuenthalten, fällt uns jedoch wesentlich schwerer bzw. ist uns in vielen Fällen nicht möglich. Ohne Leistungsdefinition ist es sinnlos, über Leistung zu sprechen, geschweige denn, sie zur Bewertung menschlicher Tätigkeiten heranzuziehen. Deswegen muss tiefer in den politischen Diskurs eingestiegen werden als es anhand von Parteiprogrammen möglich ist.

Der stellvertretende Bundesvorsitzende (damals Fraktionsvorsitzender und wirtschaftspolitischer Sprecher) der FDP – Martin Lindner – hat in einem langen Interview mit der Zeitung »Der Freitag« detailliert erläutert, was Leistung ist und welchen Stellenwert sie heute einnimmt.³² Zunächst sei Leistung die »Bereitschaft, mehr zu tun, als zwingend notwendig ist«, ob im Sport oder Beruf. Dies schlägt sich z.B. im Engagement eines Schülers nieder, der nicht nur gute Noten schreibt, sondern sich überdies in die Schülervertretung oder Theatergruppe einbringt. Allerdings bestünde ein spezifisch deutsches Problem in der mangelnden Würdigung dieser Bereitschaft, die Schülern in Ländern wie England oder den U.S.A. einen hohen Platz in der sozialen Hierarchie und entsprechende Beliebtheit einbringe. Weil Leistung persönliches Engagement beinhaltet, das mit einem gewissen Idealismus einhergeht, ist es nicht möglich, »eine Generalmesslatte« anzulegen, um sie zu messen. So kann von der Entlohnung eines Menschen nicht auf dessen Leistung geschlossen werden, da dies doch die hohe Leistung von Krankenschwestern verkennen und z.B. bei Fußballern jeden Kontakt zur Realität verlieren würde. Leistung kann jedoch durch Geld motiviert werden. Nur wer die Aussicht hat, bei entsprechender Anstrengung mehr zu bekommen, wird sich erheben und den »Hintern hoch kriegen«. Leistungsbereitschaft allein reicht jedoch nicht. Sie muss mit technischer Raffinesse, passender

Ausstrahlung und einem stimmigen Endergebnis einhergehen, das am Markt auf ausreichende Nachfrage stößt. Leistung stellt sich damit als äußerst komplexer Begriff heraus, denn »alles gehört dazu, nichts kann isoliert betrachtet werden, um den Wert der Leistung richtig zu messen«.³³

Die Argumentation ist über ihre von großer intellektueller Unsicherheit zeugende Sprunghaftigkeit hinaus auch logisch inkonsistent, beinhaltet sie doch vier Definitionen auf einmal: Die Bereitschaft, mehr zu machen, als zwingend notwendig, idealistisches Engagement für andere, technische Kompetenz mitsamt entsprechend positiver Ausstrahlung und – nicht zu vergessen – marktgerechte Ergebnisse. Schließlich wird die strikte Interdependenz dieser Elemente betont und mit der Mahnung unterstrichen, sie dürften nicht isoliert betrachtet werden. Doch ebenso wie ein DVD-Player nicht funktionstüchtig ist, wenn einige seiner technischen Komponenten beschädigt sind, ist auch eine Definition nur so tragfähig wie ihre Elemente.

Die Bereitschaft, mehr zu machen, kann sich auf zweierlei beziehen: auf einen quantitativ und qualitativ fest umrissenen Status Quo oder andere Menschen, zu denen ein Konkurrenzverhältnis besteht bzw. über den Vergleich hergestellt wird. Dieser Unterschied bricht bei näherer Betrachtung jedoch schnell in sich zusammen. Die Bereitschaft, mehr zu machen, als zwingend notwendig, bezieht sich vordergründig auf einen objektiven Stand der Dinge, der als Messlatte für Leistung dient, dieser entpuppt sich jedoch sehr schnell als subjektiv, wenn danach gefragt wird, wer für dessen Einschätzung verantwortlich ist. Das zwingend Notwendige ist ebenso wie das Bestmögliche immer durch menschliche Anstrengung hervorgebracht und beschreibt trotz aller vermeintlichen Objektivität die konkrete Tätigkeit individueller Personen und deren Wertschätzung durch andere Menschen mit entsprechender Definitionsmacht. Die »Bereitschaft, mehr zu machen, als zwingend notwendig« muss deswegen als »die Bereitschaft, mehr als die anderen zu machen« gedeutet werden. Dies ist allerdings nur möglich, wenn Menschen in zwei Kategorien eingeteilt werden, die schon im Märchen von Frau Holle eine große Rolle spielen – faule Pech- und fleißige Goldmarien. Diese Unterteilung ist nicht neu, wird durch die Zumutung, ständig mehr als andere machen zu müssen, jedoch in den Vordergrund gerückt und verwandelt menschliche Interaktion in ein Wettrennen, das jeden fürchten lässt, der Abstand zum Verfolger könne sich verkleinern. Interessanter als dieser allseits beklagte Punkt ist jedoch die Frage, wie das zwingend Notwen-

dige überhaupt ermittelt werden kann. Allgemein gesprochen könnte es als das zur Aufrechterhaltung eines Systems notwendige Maß an Energie definiert werden. Dies mag bei technischen Geräten auf der Verpackung stehen, kann im sozialen Bereich jedoch aufgrund der Vielzahl an Variablen und der ständigen Verschiebung des Kontextes niemals abschließend ermittelt werden. Wer könnte z.B. sagen, was jeder Einzelne in einem Unternehmen leisten muss, damit es sich gerade am Markt halten könnte? Das zwingend Notwendige entpuppt sich als subjektive Zuschreibung, die zwischen Sender und Empfänger in der Regel ein abwärts gerichtetes Hierarchiegefälle voraussetzt und entspricht der angeblichen Leistung derjenigen Subordinierten, die sich in den Augen ihrer Vorgesetzten nicht genügend anstrengen. Die Bereitschaft, mehr zu machen, als zwingend notwendig, stellt sich damit im Wesentlichen als Bereitschaft heraus, sich dem Denken übergeordneter Hierarchieebenen emphatisch anschmiegen zu können, die schwachen Stellen der Belegschaft auszumachen und sich von diesen so weit wie möglich zu distanzieren.

Das zur Tugend des Mehrmachens noch Idealismus und Engagement kommen, weist vor allem auf zwei Dinge hin. Zum einen sollen die Menschen sich heute in einem an Symbiose grenzenden Maße mit ihren Jobs identifizieren. Dies gilt mittlerweile für Hausmeister ebenso wie für Autoverkäufer und Unternehmensberater. Das ist nicht neu, die Begriffe Idealismus und Engagement besitzen jedoch eine darüber hinausweisende Bedeutung, wenn sie, wie im Interview, mit dem Verhalten von Schülern in Verbindung gebracht werden. Das Schüler, die mehr machen, sich in der Schule entfalten, ist keineswegs selbstverständlich. Sie können schließlich auch Bands gründen, Filme drehen oder Gruppen für die Unterstützung politischer Gefangener ins Leben rufen. Stattdessen wird das Bedürfnis, sich gesellschaftlich zu engagieren, hier in die Institution selbst verlegt und in einen weiteren Index der dort erbrachten Leistung verwandelt. Laut Hurra zu schreien, sobald der Name der Schule oder des Unternehmens genannt wird, die wir zur sprachlichen Kenntlichmachung persönlicher Identifikation als »unsere« bezeichnen, scheint nicht mehr ausreichend zu sein. Schule und Unternehmen geben heute auch das Terrain ab, auf dem wir uns für die Gesellschaft engagieren und nehmen damit eine Relaisfunktion zwischen dem Individuum und der Gesellschaft ein. Leistung bedeutet die Akzeptanz der Identifikation mit dem Unternehmen, des Aufgehens des Individuums im Unternehmen

und die Bereitschaft, den Gedanken zu akzeptieren, dass individuelles Wohl und Gesellschaftswohl mit dem Firmenwohl zusammenfällt.

Dass es erfreulich ist, wenn Menschen in ihren beruflichen Tätigkeiten technisch kompetent sind, dürfte Konsens sein, dass sie diese Kompetenz durch eine entsprechende Ausstrahlung unterfüttern müssen, eher nicht. Die entsprechende Passage des Interviews dreht sich zwar um Ulrich Wickert und seine Leistung als Moderator, weist jedoch weit über den schauspielerischen Bereich hinaus, für den Ausstrahlung sicherlich eine unverzichtbare Voraussetzung ist. Die unentwegte Arbeit am eigenen Selbst und dessen Wirkung auf andere ist heute ein zentrales Element des täglichen Lebens. Davon zeugen 26 Millionen Facebook Nutzer in Deutschland und über eine Milliarde weltweit,³⁴ die Stunden ihrer Freizeit darauf verwenden, ihre Profile zu aktualisieren, Freundschaften zu pflegen und Netzwerke aufzubauen, die anschließend prominent platziert den Wert der eigenen Persönlichkeit steigern helfen. Es wäre verwunderlich, wenn dieser Trend nicht tief in die Arbeitswelt vorgedrungen wäre. Der Akt des Kaufens geht mit der Erwartung einher, nicht nur zuvorkommend behandelt zu werden; obendrein wollen wir auch ein wenig Begeisterung sehen, z.B. die hinter dem EDEKA Slogan »Wir lieben Lebensmittel« steckende Leidenschaft, und nicht das muffelige Gesicht einer Verkäuferin, die ihren Job frecherweise als Ausbeutung empfindet. Mit technischer Kompetenz lässt sich heute auf dem Arbeitsmarkt offensichtlich nur noch punkten, wenn sie von einer entsprechend inszenierten Persönlichkeit begleitet wird, oftmals ist Letzteres auch wichtiger als ersteres.

Doch der alles entscheidende Punkt ist: »Am Ende zählt das Ergebnis«; ob selbiges gut oder schlecht ist, bemisst sich schlicht an dessen Verkäuflichkeit auf dem freien Markt. Prinzipiell wird durch diesen Verweis alles wieder zurückgenommen, was in den vorhergehenden Punkten mühsam hergeleitet wurde, kann doch auch das Zufallsprodukt eines nihilistischen Faulenzers jeden Verkaufsrekord brechen. Martin Lindner würde dies wohl einen Glückstreffer nennen und darauf verweisen, auch Leistungsverweigerer könnten vom Schicksal gesegnet sein, dies bringe jedoch keineswegs die Notwendigkeit mit sich, Leistung anders zu definieren oder gar den Begriff als Ganzes zu durchdenken. Fest steht: Die Verkäuflichkeit des Endproduktes ist ein hartes Kriterium, um zu entscheiden, ob die zu seiner Produktion notwendige Arbeit eine Leistung oder vergebliche Mühe darstellt.

Zusammenfassend lässt sich folgendes festhalten: Leistung ist politisch betrachtet die von Idealismus getragene Bereitschaft zu technisch kompetent verrichteter Mehrarbeit, beflügelt von positiver Ausstrahlung und mit marktgerechtem Endergebnis. Ging es bei der Sozialphilosophie weniger um Leistung als die Propagierung einer braven Politik der kleinen Schritte, geht es auch hier um etwas anderes als die Diskussion zunächst suggeriert. Was beschrieben wird, ist keine Definition von Leistung, sondern ein Persönlichkeitsmodell, eine Subjektform. Es wird festgeschrieben, welche Haltung Menschen heute zu ihrer Arbeit einnehmen sollen (Idealismus, Adaption der Normen, usw...) und woran sie sich dabei zu orientieren haben (der anonymen Autorität des Marktes). Wer heute etwas leisten will, hat sich dem Markt nicht nur unterzuordnen, er muss den Markt lieben, zum Kreuzungspunkt seiner Ströme werden und daraus authentische Lust ziehen. Dass die CDU/CSU Leistung als »humanen Wert« bezeichnet, fügt sich hier nahtlos ein, indem dieser Wert die Parameter des gerade umrissenen Subjektmodells zur Referenzquelle von Moral erhebt und sie dabei zugleich tief in der Psyche verankert, wo sie fortan die Grundlage für entsprechende Selbst- und Fremdbildkonstruktionen abgibt. So bitter dies auch ist, hilft es doch nicht weiter, den Leistungsbegriff enger an eine Definition heranzuführen. Im Gegenteil lebt jedes Subjektivationsregime gerade von der Unbestimmtheit seiner Begrifflichkeiten, die niemals eine vollständige Erfüllung der Norm erlauben und damit die Korrektur und Gängelung der Individuen in eine Dauerschleife verwandeln, aus der es kein Entkommen gibt.

WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFT

Der Gabler – ein Klassiker der Wirtschaftslexika – beschreibt den Begriff Leistung auf drei verschiedenen Bedeutungsebenen. Leistung kann betriebswissenschaftlich, zivilrechtlich und steuerrechtlich definiert werden. Im Sinne der letzten beiden bezeichnet Leistung schlicht die Lieferung einer bestimmten Sache, bzw. eine Handlung oder Unterlassung, zu der ein Rechtssubjekt juristisch verpflichtet ist oder per Gerichtsprozess verpflichtet wurde.³⁵ Der Begriff besitzt einen vor allem qualitativen Charakter, der mit dem in der Diskussion um die Leistungsgesellschaft stets betonten Höher, Schneller, Weiter nichts gemein hat.³⁶ Interessant

ist die betriebswissenschaftliche Definition, die an dieser Stelle in voller Länge zitiert sei:

»1. Begriff: Das (gelungene) Ergebnis eines betrieblichen Erzeugungsprozesses.

Begriffsfassungen:

(1) Mengenmäßiger Output, z.B. produzierte Stückzahl, bearbeitete Verwaltungsakte;

(2) Wert des Prozessergebnisses, d.h. der bewertete mengenmäßige Output. Leistung ist in Letzterem Sinn Gegenbegriff der Kosten, wird aber in dieser Bedeutung zunehmend durch den Terminus Erlös ersetzt.

2. Arten: Von besonderer Bedeutung für die Kostenrechnung: Unterscheidung von absatzbestimmten Leistungen (Kalkulation in der Kostenträgerrechnung) und innerbetrieblichen Leistungen (Kalkulation in der Kostenstellenrechnung).«³⁷

Die Definition weist deutlich in eine quantitative Richtung, da sie den »mengenmäßigen Output« und den »Wert des Prozessergebnisses« ins Spiel bringt. Ein mengenmäßiger Output könnten beispielsweise 500 Stühle sein und sich als Wert des Prozessergebnisses zu 20 Euro das Stück oder insgesamt gerechnet 10.000 Euro verkaufen. Damit wäre die Leistung zwar exakt quantifiziert, es erscheint aber gleich das nächste Problem. Der betriebswissenschaftlichen Leistungsdefinition zufolge geht die Leistung 500 Stühle zu insgesamt 10.000 Euro entweder nicht auf ein Subjekt zurück, das sie mit mehr oder minder großer Anstrengung vollbracht hätte; oder das Subjekt hinter der Leistung ist aus betriebswissenschaftlicher Sicht nicht interessant, bzw. eine unbekannte Größe, die sich der mathematischen Durchleuchtung entzieht. Wo aber kein Subjekt als Schlüsselement des Leistungsbegriffes existiert, kann aus ökonomischer Sicht auch keine Leistungsgesellschaft existieren, die der verbreiteten Sicht zufolge Menschen immer mehr in immer kürzerer Zeit abnötigt und zu diesem Zweck wachsenden Druck auf sie ausübt.

Das Subjekt schimmert jedoch zwischen den Zeilen hindurch, gibt es doch die Kosten, die produzierte Stückzahl, den Wert des Prozessergebnisses und schließlich – als wichtigste Kategorie – den Erlös. Um 500 Stühle zu einem Preis von 10.000 Euro zu verkaufen, müssen die Arbeiter ebenso bezahlt werden wie das Material, die Gebäudekosten und die notwendigen Maschinen. Die Differenz zwischen diesen Kosten und dem bewerteten mengenmäßigen Output von 10.000 Euro wäre der Erlös. Eine entsprechende Rechnung könnte so aussehen.³⁸

Bewerteter mengenmäßiger Output: 500 Stühle à 20 Euro = 10.000 Euro

Kosten: 4000 Euro Lohn + 2000 Euro Gebäude + 2000 Euro Maschinen = 8000

2000 Euro Erlös

Das Subjekt verbirgt sich also in den Kosten und da sich die Aufwendungen für Gebäude und Maschinen nur sehr bedingt verändern lassen, ist es notwendig, ihm soviel Leistung – verstanden als mengenmäßiger Output – abzupressen wie irgend möglich, um ein für das jeweilige Unternehmen möglichst günstiges Verhältnis zwischen Kosten und Erlös herzustellen. Das klingt plausibel, die Interpretation muss sich jedoch drei kritische Einwände gefallen lassen.

Zum einen wäre die Frage zu stellen, ob seitdem Menschen Waren produzieren, mit denen sie anschließend Handel treiben, jemals ein gesellschaftlicher Zustand existiert hätte, in dem das Verhältnis von Kosten und Erlös nicht zugunsten des Produzenten ausfallen sollte. Dies ist schwerlich vorstellbar. In seinem zwischen 1844 und 1845 geschriebenen Bericht »Die Lage der arbeitenden Klasse in England« schreibt Engels über die Minenarbeiter seiner Zeit folgendes:

»Die gewöhnliche Arbeitszeit ist 11 bis 12 Stunden, oft länger, in Schottland bis zu 14 Stunden, und sehr häufig wird doppelte Zeit gearbeitet, so daß sämtliche Arbeiter 24, ja nicht selten 36 Stunden hintereinander unter der Erde und in Tätigkeit sind. Feste Stunden für Mahlzeiten sind meist unbekannt, so daß die Leute essen, wenn sie Hunger und Zeit haben.«³⁹

Wird Leistung als die Ausübung von Druck auf arbeitende Menschen verstanden, um ein möglichst profitables Verhältnis von Kosten und Erlös herzustellen, müsste die von Engels beschriebene soziale Ordnung wesentlich eher als Leistungsgesellschaft bezeichnet werden als die heutige Gesellschaft. Natürlich sind Niedriglohnsektor und »Working poor« Symptome einer versagenden ökonomischen Ordnung, dysfunktionaler Verteilungssysteme und mangelnder gesellschaftlicher Solidarität, doch mit dem Zustand vor gut 150 Jahren haben sie nichts gemein. Die Tendenz, den Erlös durch die Erhöhung des mengenmäßigen Outputs zu steigern, sei es durch Verlängerung des Arbeitstages oder durch Intensivierung der Produktion, ist mindestens so alt wie der Kapitalismus selbst, wodurch sie als Wurzel der noch jungen Leistungsgesellschaft entfällt.

Zur Steigerung des Erlöses ist es auch möglich, die Lohnkosten zu senken, von den Arbeitern aber die selbe Produktivität zu erwarten. Auch hier lässt sich einwenden, diese Strategie sei im Kapitalismus stets angewandt worden und wahrscheinlich – ebenso wie die ihr komplementäre Steigerung der Produktivität – selbst den Erbauern der Pyramiden nicht unbekannt gewesen. Eine hieran anschließende Frage ist hingegen wesentlich interessanter. In obiger Rechnung bekommen die Arbeiter 4000 Euro Lohn für die Anfertigung von 500 Stühlen, die sich zu einem Preis von 10.000 Euro verkaufen, was dem Inhaber des Unternehmens nach Abzug seiner zusätzlichen Aufwendungen für Gebäude und Maschinen 2000 Euro Erlös verschafft. Nehmen wir an, Stühle seien gerade sehr gefragt und es würden neue Arbeiter eingestellt, um ebenfalls 10.000 Stück zu produzieren, jedoch zu einem Lohn von lediglich 3000 Euro, was dem Unternehmer bei sonst unveränderten Zahlen 3000 Euro Erlös einbrächte. Würden die neuen Arbeiter mehr leisten oder wären sie lediglich schlechter bezahlt? Wer auf ersterem insistiert, ist aus logischen Gründen gezwungen, der Bevölkerung nahezu jedes Landes dieser Erde mehr Leistung zuzuschreiben als denjenigen der G7 oder OECD Staaten, schließlich wird nirgendwo billiger gearbeitet als in den Sweatshops Indiens oder Bangladeshs. Ebenso erschiene ein Professor der vergleichenden Literaturwissenschaft mit dem Schwerpunkt russische und französische Literatur des 18. Jahrhunderts als vollkommen fern von allem, was als Leistung bezeichnet werden könnte, da er mit etwas Glück hier und da vielleicht ein Drittmittelprojekt einwirbt, seine Publikationen jedoch ebenso wenig einbringen wie seine Vorträge und sich obendrein nichts von dem, was er produziert, gewinnbringend in den Wirtschaftskreislauf einbringen lässt. Es gibt nicht wenige Menschen, die derartige Positionen vertreten. Die Bürger der Industrienationen sollten endlich lernen, die Zähne zusammen zu beißen und sich von unnützer Schöngeistigkeit verabschieden, bzw. selbige zur Privatsache erklären. Dieser Standpunkt ist jedoch von einem schwerwiegenden Widerspruch geprägt. Zu behaupten, die Bereitschaft, für eine niedrigere Bezahlung die selbe Arbeit zu verrichten, bedeute mehr zu leisten, ist zugleich das Eingeständnis, Leistung habe nichts mit den Fähigkeiten eines Menschen oder seiner Bereitschaft, sich anzustrengen, zu schaffen, da sie Leistung auf das Verhältnis zuvor festgelegter allgemeiner Kennzahlen reduziert. Dadurch wird Leistung wieder vom Individuum getrennt und wir landen abermals bei der bereits untersuchten Begriffsfassung von Leistung als Verhältnis von Kosten und

Erlös. Nicht umsonst hat laut der Definition des Gabler der Begriff des Erlöses den Leistungsbegriff ersetzt.

Durch Rückgriff auf betriebswissenschaftliche Berechnungen kann dem Leistungsbegriff nicht wirklich auf die Spur gekommen werden. Erschwerend kommt zu den gerade beschriebenen logischen Dilemmata noch eine folgenschwere Entwicklungstendenz der heutigen westlichen Ökonomien hinzu. Die zentrale Stelle des mengenmäßigen Outputs in der betriebswirtschaftlichen Fassung des Leistungsbegriffs kann nur in einer Wirtschaftsordnung zu signifikanten Berechnungen über die Produktivität menschlicher Arbeit führen, die zum überwiegenden Teil auf klassischer industrieller Produktion beruht. Zwei Stühle sind mehr als einer, zehn Tonnen Stahl mehr als fünf – auf diese Weise lässt sich nur quantifizieren, was die Herstellung eines materiellen Produkts zum Ziel hat. Die westlichen Gesellschaften haben sich jedoch bekanntermaßen von Industriegesellschaften in Dienstleistungsgesellschaften verwandelt, was den Wechsel von der Produktion materieller Güter (Auto) zu immateriellen Gütern (Fahrstunde) nach sich zieht. Landwirtschaft, produzierendes Gewerbe und Bauwirtschaft tragen in Deutschland weniger als 30 % zum Bruttoinlandsprodukt bei, wohingegen auf Dienstleistungen über 70 % entfallen, was für die Möglichkeit, Arbeitsleistung zu quantifizieren, entscheidende Konsequenzen hat (für die OECD-Staaten liegen vergleichbare Zahlen vor).⁴⁰

Dies lässt sich gut an einem Friseursalon verdeutlichen. Die Arbeitsbedingungen in vielen Salons sind prekär: Lange Arbeitszeiten, niedriger Lohn, unbezahlte Überstunden, keine Sozialversicherung. Um auch nur eine Bezahlung zu erhalten, welche die Deckung bescheidener Lebenshaltungskosten erlaubt, muss ein Friseur einen möglichst hohen Umsatz erwirtschaften. Wenn er sich weiter qualifiziert, z.B. indem er den Meister macht, wird er nicht automatisch besser bezahlt, sondern in zahlreichen Fällen nur, wenn er dadurch mehr Kunden bedienen und entsprechend größeren Umsatz machen kann. Bis zu diesem Punkt ist alles wie beim Stühle produzierenden Arbeiter. Je höher der mengenmäßige Output, desto höher der Erlös. Doch ist dies bei näherem Hinsehen zu einfach gedacht und beschwört ein Problem herauf, das beim Stühle produzierendem Arbeiter im Kleinen beginnt, sich beim Friseur wesentlich verschärft und in Dienstleistungsberufen mit höherer Qualifikation jede Form von strenger Quantifizierung durcheinanderbringt. Dem quantitativen Faktor jeder betriebswirtschaftlichen Berechnung steht immer ein

qualitativer entgegen. Auf einem Stuhl muss man sitzen können, ohne sich zu verletzen; er muss also fest verschraubt sein, gut abgeschmirgelt und standfest konstruiert. Wäre der Arbeiter in diesen Punkten nachlässig, könnte er sicherlich mehr Stühle herstellen, doch würde niemand sie kaufen, da nichts mit ihnen anzufangen wäre. Im Falle des Friseurs als Dienstleister gestaltet sich der qualitative Faktor wesentlich komplizierter. Wie beim Stuhl müssen bestimmte technische Anforderungen erfüllt werden, doch zu einem aus Kundensicht zufriedenstellenden Friseurbesuch gehört wesentlich mehr als mit korrekt geschnittenen Haaren nach Hause zu gehen. Der Friseurbesuch soll schön sein, entspannend, anregend, vielleicht von einer netten Unterhaltung untermalt und vieles mehr. Über das technische Können hinaus gehören also auch soziale Fähigkeiten zum Handwerk des Friseurs. Wie »nett« es beim Friseur ist entscheidet wesentlich darüber, ob die Kunden regelmäßig kommen, was für den mengenmäßigen Output natürlich entscheidend ist und mit dem Begriff »Kundenbindung« umschrieben wird. So ist im Zweifelsfall jener Friseur besser, der im Monat weniger Schnitte schafft als sein produktiverer Kollege, der den Friseurbesuch zu einer Massenabfertigung macht, die auf Dauer zu Kunden- und Imageverlust führt. Die Kategorie des mengenmäßigen Outputs verliert in diesem Kontext an Bedeutung und büßt sie in steigendem Maße ein, je mehr Dienstleistungen auf dem Verkauf sozialer Kompetenzen beruhen. Niemand würde zu einem Psychologen gehen, dessen einziges Ziel darin bestünde, möglichst viele Klienten an einem Tag zu betreuen und der dadurch vermutlich gestresst und entsprechend unhöflich wäre. Ökonomisch betrachtet scheint der Begriff die Tendenz zu haben, der theoretischen Betrachtung zu entgleiten, denn wenn der Faktor mengenmäßiger Output seinen zentralen Stellenwert einbüßt, ist Leistung nicht länger quantifizierbar.

Bis zu diesem Punkt ist jedoch nur von klassischen betriebswissenschaftlichen Berechnungen die Rede gewesen, die zur Ermittlung menschlicher Arbeitsleistung lediglich die Stellschrauben Lohn und mengenmäßiger Output anbieten. Solche Berechnungen sind wie bereits ausgeführt einerseits so alt wie der Kapitalismus selbst und andererseits in einer Dienstleistungsgesellschaft von äußerst beschränkter Aussagekraft.

Die Humankapitaltheorie versucht dieser Schwierigkeit zu begegnen, indem sie hoch komplexe Quantifizierungsverfahren entwirft, die den Wert der Arbeitskraft in ein Verhältnis zu ihrem Beitrag für das jeweilige Unternehmen zu setzen erlauben, was einer individuellen Quantifizie-

rung von Leistung auf den ersten Blick äußerst nahe kommt. Der Begriff wurde 2004 von der »Gesellschaft für deutsche Sprache« zum Unwort des Jahres gekürt, was mehr als nur eine amüsante Anekdote ist, da die aus der Bevölkerung kommenden Vorschläge von der (mit allen akademischen Würden versehenen) Jury anhand des Kriteriums selektiert werden, »sachlich unangemessene oder inhumane Formulierungen«⁴¹ öffentlich bloßzulegen, um auf diese Weise zu einem reflektierteren Umgang mit der Sprache beizutragen. In der Begründung der Jury heißt es: »Der Gebrauch dieses Wortes aus der Wirtschaftsfachsprache breitet sich zunehmend auch in nichtfachlichen Bereichen aus und fördert damit die primär ökonomische Bewertung aller denkbaren Lebensbezüge, wovon auch die aktuelle Politik immer mehr beeinflusst wird. Humankapital degradiert nicht nur Arbeitskräfte in Betrieben, sondern Menschen überhaupt zu nur noch ökonomisch interessanten Größen.«⁴² Wenn Leistung auch hier nicht thematisiert wird, kann kaum noch angenommen werden, die Diskussion um die Leistungsgesellschaft sei von der Wirtschaft angestoßen worden oder besäße überhaupt ökonomischen Charakter.

In der OECD-Veröffentlichung »The Well-being of Nations« wird der Begriff Humankapital definiert als »die in Individuen verkörperten Kenntnisse, Fähigkeiten, Kompetenzen und Eigenschaften, welche die Schaffung persönlichen, sozialen und ökonomischen Wohlergehens fördern (Übersetzung: Lars Distelhorst)«⁴³. Aufgabe der Humankapitalbewertung ist es, dieses Kapital zu quantifizieren, seinen innerbetrieblichen Einsatz zu analysieren und anschließend Optimierungsstrategien zu entwickeln, die dessen möglichst effizienten Einsatz ermöglichen. Laut Humankapitaltheoretikern wie dem Miterfinder der Saarbrücker Formel Christian Scholz oder dem wesentlich am Entwurf des Vienna-Index beteiligten Frank DiBernardino besteht in vielen Firmen ein grundlegendes Problem. Zwar ist heute die Frage, welche Menschen wie im Betrieb beschäftigt werden, wichtiger denn je, doch mangelt es der Human Resources Abteilung in der Regel an Methoden, die eine exakte Messung des Werts der Mitarbeiter ermöglichen, was die Kommunikation mit der Unternehmensleitung wesentlich erschwert, da Argumente für Personalentwicklungsstrategien ohne genaue Zahlen nur unzureichend begründet werden können.⁴⁴ Um herauszufinden, ob und wie der Begriff Leistung eine Rolle spielt, ist es entscheidend, einen Blick auf die Quantifizierungsmethoden der entsprechenden Theorien und die aus ihnen abgeleiteten Konsequenzen für die Mitarbeiter zu werfen.

Die Berechnung von Humankapital schlägt sich im Gegensatz zur Berechnung des Werts anderer Produktionsfaktoren wie beispielsweise Maschinen oder Rohstoffen mit dem gravierenden Problem herum, weder über ein klar definiertes Objekt noch über eine allgemein verbindliche Methode zur Quantifizierung von Werten zu verfügen. Eine Maschine hat einen Anschaffungspreis, einen durchschnittlichen Verschleiß und eine exakt zu quantifizierende Leistung von X Einheiten pro Zeitraum Y . Den Wert eines Mathematikers in einer Softwarefirma zu berechnen ist wesentlich schwieriger. Wie viel ist sein Studium wert, wie relevant ist sein Wissen für die Prozesse in der Firma, wirkt sich sein regelmäßiger Haschischkonsum negativ auf den Wert seines Wissensbestandes aus, wie drückt sich seine nach der Beförderung erhöhte Motivation in Geld aus und sind das überhaupt relevante Größen? Diese und ähnliche Fragen lassen sich beliebig vervielfältigen und drohen jeden Ansatz der Humankapitalberechnung im Keim zu ersticken. Der überwiegende Teil der in die Beziehung eingehenden Faktoren sind »intangible assets«, also immaterielle Vermögensgegenstände, deren Berechnung die Entwicklung neuer Methoden erfordert.⁴⁵ Die Zahl der zu berechnenden Größen muss folglich reduziert werden, ohne die Aussagekraft der Berechnungen zu stark zu beeinträchtigen. Die Wahl der zentralen Faktoren kann jedoch sehr verschieden ausfallen und entsprechend viele Ansätze sind in der Humankapitalberechnung vertreten.

Christian Scholz und Volker Stein behaupten, durch die von ihnen entworfene Saarbrücker Formal eine so einfache wie genaue Antwort auf die Frage zu liefern, wie viel die Belegschaft eines Unternehmens in Euro ausgedrückt wert ist. Eigentlich sollte es zu diesem Zweck ausreichen, einfach einen Blick auf die Höhe der ausgezahlten Löhne zu werfen. Doch dies wäre ein Ansatz, der die Aufwendungen für menschliche Arbeitskraft einfach auf der Kostenseite des Unternehmens platziert, woraus anschließend der Imperativ resultiert, diese Kosten so niedrig wie möglich zu halten und sie notfalls auch durch Entlassungen zu senken. Humankapitaltheoretiker wählen hier einen grundlegend anderen Ansatz, indem sie das Humankapital auf der »Aktivseite der Bilanz« fixieren und es dadurch in einen für den Wert des Unternehmens ausschlaggebenden Faktor verwandeln.⁴⁶ Mitarbeiter sind nicht nur Kostenfaktoren in Form monatlich zu zahlenden Lohns, sondern als Humankapital vor allem Wertträger – das Ziel besteht darin, den Wert des Humankapitals min-

destens so hoch zu halten wie die Aufwendungen für den Lohn, damit das Humankapital und damit auch das Unternehmen nicht an Wert verliert.

In die Saarbrücker Formel gehen acht Faktoren ein: Die Zahl der Vollzeitäquivalente (FTE)⁴⁷ innerhalb eines Unternehmens, die im jeweiligen Bereich geltenden Marktgehälter, die Wissensrelevanzzeit, die Zeit der Betriebszugehörigkeit, die Personalentwicklung, das Commitment der Angestellten und schließlich ihre Bindung an das Unternehmen. Je nach Ergebnis kann das Humankapital das Marktgehalt über- oder untertreffen, eine Rechnung, die den Hintergrund für jede weitere Personalentscheidung abgeben sollte. Übereilte Entlassungen können zwar kurzfristig zu einer Reduktion der Personalkosten führen, die Motivation der restlichen Mitarbeiter jedoch derart verschlechtern, dass trotz Personalfreisetzung humankapitaltheoretisch betrachtet ein negativer Effekt entsteht, der genau jene Abwertung des Unternehmens einleitet, die eigentlich verhindert werden sollte.⁴⁸

Die Humankapitaltheorie stützt sich nicht nur auf das Verhältnis von Kosten und Erlös, indem sie darüber hinaus Wissen und Einstellung der Mitarbeiter zu Schlüsselfaktoren erhebt. Dass die Belegschaft nicht den gewünschten Profit in der vorgegebenen Zeit erwirtschaftet, liegt aus dieser Perspektive mit einiger Wahrscheinlichkeit an einer fehlerhaften Personal- und Weiterbildungsstrategie der Human Resources Abteilung, deren Maßnahmen nicht in der Lage sind, den durch die Zeit der Betriebszugehörigkeit bedingten Verlust an relevantem Wissen im notwendigen Maße abzufedern; oder die schlechte Performance der Belegschaft geht auf ein Betriebsklima zurück, das durch in der Luft schwebende Entlassungswellen oder mangelnde Anerkennungskultur nicht geeignet ist, die Angestellten entsprechend zu motivieren. Der Fokus der Betrachtung verschiebt sich von der Leistung des Individuums (was immer das sein mag) hin zu den etablierten Arbeitsstrukturen eines Unternehmens, wodurch deutlich wird, dass gute Arbeit nicht auf den Willen des Einzelnen zurückgeht, sondern auf entsprechende Arbeitsbedingungen und die Beschaffenheit der intersubjektiven Beziehungen im Unternehmen.

Dies spiegelt sich in der von Humankapitaltheoretikern getroffenen Feststellung, ihr Ziel sei die Berechnung des Humankapitals von Belegschaften, weshalb die Übertragung auf Individuen keinen Sinn ergebe.⁴⁹ Diese Einschränkung resultiert nicht nur aus dem speziellen Fokus der Humankapitaltheorie, sondern auch aus der Beschäftigungsstruktur des modernen Kapitalismus. In der Saarbrücker Formel wird mit der Ein-

heit FTE gerechnet, was soviel bedeutet wie »Full Time Equivalent«, also »Vollzeitäquivalent«. Ein FTE ist eine fiktive Größe, die angibt, wie viele Menschen zu 100 % im Unternehmen beschäftigt wären, wenn der Umfang aller (Teilzeit-)Stellen addiert wird. Zwei Menschen mit einer halben Stelle entspricht ein FTE, mit dem wesentlichen Unterschied, dass sich hinter dieser Einheit kein Individuum verbirgt und es bei größer werdenden Zahlen und komplexeren Beschäftigungsstrukturen kaum oder gar nicht möglich ist, die Anzahl der FTEs auf konkrete Personen zurückzuführen, da umstritten ist, welche Formen von Beschäftigungsverhältnissen Eingang in die Berechnung von FTEs finden und welche nicht. Den Wert und die Leistung eines Individuums aus humankapitaltheoretischen Berechnungen zu deduzieren, ist damit mathematisch unmöglich, was die Sorge der eingangs erwähnten Unwortjury sowohl unbegründet als auch im theoretischen Sinne falsch erscheinen lässt. Frank DiBernardino von der Beraterfirma Vienna lehnt den Begriff FTE sogar gänzlich ab, indem er darauf verweist, es herrsche keinerlei Einigkeit darüber, wie der Begriff eines Angestellten zu definieren sei, was die Zusammenfassung von Stellenanteilen zu FTEs unmöglich und darüber hinaus jede Vergleichbarkeit der erhaltenen Größen zunichte machen würde.⁵⁰ Die hier angestellten Betrachtungen ließen sich fortsetzen, etwa durch das zusätzliche Einbeziehen von Zielvereinbarungen oder Key Performance Indikatoren,⁵¹ doch das Resultat würde sich nicht ändern. All diese öffentlich so im Verruf stehenden Begriffe und Methoden versuchen an keiner Stelle, die Leistung des Einzelnen zu quantifizieren, um sie mit derjenigen eines Anderen zu vergleichen und zielen nicht darauf, Menschen unter Androhung des Jobverlustes gegeneinander auszuspielen.

So bleibt aus ökonomischer Sicht mit Blick auf die Diskussion um die Leistungsgesellschaft ein ernüchterndes Bild zurück. Wenn überhaupt kann behauptet werden, es gäbe den Zwang, möglichst viel in möglichst kurzer Zeit zu produzieren. Angesichts der Reduktion der Arbeitszeit in den letzten hundert Jahren ist es jedoch fraglich, warum ausgerechnet jetzt soviel Aufhebens darum gemacht werden sollte, zumal dieser Zwang seit jeher allen deutlich vor Augen steht. Hinzu kommt der Übergang zur Dienstleistungsgesellschaft, durch den Quantität allein kein entscheidender Faktor mehr ist und sich der Blick auf soziale Faktoren wie Auftreten, Freundlichkeit und Beziehungsaufbau verschiebt. Zuletzt nennen die soeben durchgespielten Berechnungen und Methoden Leistung im Sinne der Diskussion um die Leistungsgesellschaft an keiner Stelle und richten

den Fokus auf rein abstrakte Größen, indem sie Menschen behandeln wie jede andere Form von Kapital auch und den Blick vom Individuum weg auf die Unternehmensstruktur richten. So verwunderlich es auch scheint, bleibt abschließend nur zu sagen: Der Leistungsdiskurs kommt nicht aus der Ökonomie. Seine Wurzeln liegen offensichtlich anderswo.

